

Kg

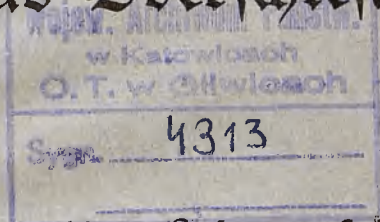
92



Volksagen aus Oberschlesien

Auswahl und Zusammenstellung
von Dr. Karl-Ernst Schellhammer

Volksagen
aus Oberschlesien



Auswahl und Zusammenstellung

von

Dr. Karl-Ernst Schellhammer

*dem Buchhändler Geieritz,
dem ich mich herzlich
zügig bedanke.*



Dr. Schellhammer

1 9 3 8

Vom Wassermann

1. Der Wassermann in der Klobnitz

In Oberschlesien gibt es kaum einen Fluß oder Bach, einen Teich oder Tümpel, in dem nicht der Wassermann wohnt. Besonders häufig trifft man ihn in der Klobnitz an.

An einem heißen Sommertage kam ein Knabe in einen stillen Waldwinkel an der Klobnitz. Er legte sich ins Gras, hörte dem Gesange der Vögel zu und freute sich auch über das Plätschern und Wispern der Wellen des nahen Flusses. In seinem Übermut beugte er sich über den Uferrand und rief:

„Wassermändel, Wassermändel,
fang mich doch mit deinem Bündel!“

Da hob sich aus dem Wasser ein Greisenantlitz mit grünschillernden Augen und langen Zähnen. Erschrocken wollte der Knabe fliehen, doch es war zu spät. Seine Füße verstrickten sich in den Schlingen, die ihm der Wassermann gelegt hatte. Mit tödlichem Lachen zog ihn der Alte ins Wasser hinein.

Unten sah der Knabe einen herrlichen Glaspalast. Der Wassermann führte ihn durch viele Gänge in eine Kammer. Hier standen auf schmalen Gerüsten sehr viele Töpfe nebeneinander. Jeder von ihnen trug einen Streifen Papier, auf dem ein Name vermerkt war. Mit Entsetzen las der Knabe die Namen der Kinder, die in der letzten Zeit in der Klobnitz ertrunken waren. Wie er so las, zauberte ihm der Wassermann die Seele aus dem Leibe und sperrte diese in einen Topf, den er zu den anderen stellte. Dann trug der Alte den toten Knaben ans Ufer und legte ihn ins Gras.

Als die Töchter des Wassermannes den Leichnam sahen, jammerten sie sehr. Bald darauf kam die jüngste der Wassermannstöchter aus dem Glaspalast herauf. In ihrer Hand hielt sie die Seele des Knaben. Sie beugte sich über den Knaben, küßte ihn und gab ihm die Seele wieder.

Da sprang der Knabe auf und sah sich mit entsetzten Augen um, aber er erblickte niemanden. Doch hörte er den Wassermann im Flusse plätschern und wie eine Ziege meckern. In seiner Todesangst lief der Knabe schnell nach Hause.

2. Der Wassermann im Lengon

Ein Mann aus Markdorf arbeitete in Ratibor und mußte darum täglich einen weiten Weg von seiner Wohnung zur Arbeitsstätte zurücklegen. Eines Morgens hatte er verschlafen. Schnell kleidete er sich an, wusch sich notdürftig und eilte im Lauffschritt nach Ratibor.

Als er zur Lengonbrücke kam, sah er dort eine Kutsche stehen, die mit zwei schönen, glatten Pferden bespannt war. Der Wagen war leer, und weit

und breit ließ sich niemand sehen. Obwohl es der Arbeiter sehr eilig hatte, blieb er einen Augenblick stehen, um das seltsame Gefährt zu bestaunen. Da kam ihm ein herrlicher Gedanke. Und der war so: Ich muß laufen, um noch rechtzeitig meine Arbeitsstätte zu erreichen, und hier steht ein herrenloser Wagen. Ich bin in Not, weil ich mich wahrscheinlich verspäten werde; der Wagen ist in Not, weil sich niemand um ihn kümmert. Wäre es nicht besser, wir hülften uns gegenseitig?

Gesagt, getan! Der Arbeiter bestieg den Wagen, aber kaum hatte er die Zügel ergriffen, da sausten die Pferde mit Windeseile der Stadt zu. Plötzlich fühlte der Mann einen Ruck. Wagen und Pferde waren verschwunden, und er selbst stand vor dem Tore der Fabrik, gerade in dem Augenblick, als die Pfeife den Beginn der Arbeit verkündete.

Als der Arbeiter am späten Nachmittage heimwanderte, sah er im Bache nahe der Stelle, wo früh der Wagen gestanden hatte, einen besonders großen Karpfen stehen. „Das kann ein guter Sonntagsbraten werden“, sagte der Mann. Schnell sprang er hinzu, holte den Fisch aus dem Wasser heraus und packte ihn in seinen Rucksack. Dann ging er vergnügt heimwärts. Aber je weiter er sich vom Wasser entfernte, um so leichter wurde sein Rucksack, während es ihm andauernd am Rücken naß herunterrieselte.

Nachdenklich sprach der Mann zu sich:

„Fischlein, mein Fischlein,
du spuckst wohl Wasser!
Ich fühl's wohl, ich fühl's wohl,
mein Rücken wird immer nasser!“

Als er zu Hause ankam, war er ganz durchnäßt; der Rucksack aber war federleicht geworden. Als er ihn öffnete, sah er, daß der Karpfen verschwunden war. An seiner Stelle fand er eine Menge trockener Schwämme.

Nun wußte der Arbeiter, daß der Wassermann, der ihm früh so gefällig gewesen war, ihn am Nachmittage zum besten gehalten hat.

3. Der Wassermann als Helfer

In Kiefernstädtel im Kreise Gleiwitz saß einmal ein alter Mann rauchend am Wasser und fischte; er hatte aber bei seiner Tätigkeit kein Glück. Da kam der Wassermann herzu und bat ihn, er möge ihm ein Weilchen die Tabakpfeife borgen; dafür wolle er ihm beim Fischfang helfen. Der Alte liebte dem Wassermann die Pfeife. Zum Lohne führte ihn der Wassermann an eine Stelle des Teiches, wo er in kurzer Zeit sehr viele Fische fing. Während der Wassermann bei der reichen Beute Wache hielt, holte der Fischer einen Handwagen und eine Wanne herbei. Darauf gab der Wassermann dankend die Pfeife zurück und verabschiedete sich vom Alten, der seine Last vergnügt nach Hause fuhr.

4. Der Wassermann unter der Brücke

Zur Stadt Hindenburg gehört die Donnersmarchhütte, eine der ältesten Eisenhütten Oberschlesiens. Vor vielen Jahren wurde die Schlacke der Donnersmarchhütte tagaus, tagein von einem Pferde über die Brücke, die über

das Beuthener Wasser führt, auf das gegenüberliegende Feld gefahren und dort zu Schlackenhalben aufgehäuft. Eines Abends wollte das Pferd durchaus nicht über die Brücke. Weder die Peitschenhiebe des Kutschers noch die ermunternden Zurufe des Begleiters konnten das Tier dazu bringen, die Brücke zu betreten. Da zwangen die beiden Männer das Tier zum Weitergehen, indem sie den Wagen mit der glühenden Schlacke vorschoben. Als das Pferd die Hitze spürte, bewegte es sich vorwärts, aber nur einen Schritt. Dann bäumte es sich auf, drehte sich auf den Hinterbeinen um und fiel auf den Wagen, der mit glühender Schlacke gefüllt war. Das Pferd verbrannte sich dabei so, daß es sofort erschossen werden mußte.

Nun wollte der Begleiter über die Brücke gehen, kam aber nur bis zur Hälfte; dann drehte er plötzlich um und kam schnurstracks zu den Männern gelaufen, die noch bei dem toten Pferde standen. Er zitterte am ganzen Leibe und erzählte, daß der Wassermann unter der Brücke sitze. Er habe ihn an seiner roten Mütze und an seinen grünen Augen erkannt.

Auch das Pferd hatte den Wassermann erblickt; denn Tiere sind geisterrichtig. Das war der Grund, weshalb es nicht weitergehen wollte.

Vom Berggeist

5. Wer der Berggeist ist

In den Tagen des ersten Beuthener Erzbergbaues lebte in dieser Bergstadt ein Bergmeister, welcher mit allen Fasern seines Herzens an dem ernstesten und doch so schönen Bergmannsstande hing. Suchten die anderen Bürger ihre Freude in Feld und Wald oder in verräucherten Bier- und Weinstuben, so zog es den biedereren Knappen hinunter in die dunkle Tiefe, wo er mit dem grimmigsten Feinde des Bergmannes, dem Wasser, im steten Kampfe lag. Hier im geheimnissvollen Schoße der Mutter Erde sah der Bergmeister das Wirken der göttlichen Weisheit; hier betete der gereifte Bergmann zum ewigen Bergherrn, der die Erde und ihre Schätze geschaffen hatte, damit der Mensch sie suche und zum allgemeinen Nutzen verwende.

Als müder Greis mit weißem Haar folgte auch der Bergmeister dem Rufe des Sensenmannes zur letzten Schicht. Als er vor dem Throne des Allhöchsten stand, sprach dieser huldvoll: „Nun ruhe aus, du getreuer und fleißiger Knecht, von deiner langen und schweren Schicht. Ich will dir zum Lohne eine besondere Gnade erweisen! Was willst du, daß ich dir tue?“

Da sagte der Bergmeister: „Ewiger Herr, du weißt alles und kennst meine Liebe zur Grube und zu den Geheimnissen deiner Schöpfung. Du kennst aber auch die Gefahren, welche dem Bergmann in den Tiefen deiner Erde drohen! So lasse mich, du ewige Weisheit und Güte, die Knappen unten in der Grube als Geist vor Gefahren warnen, ihnen in ihren Bedrängnissen helfen und sie, wenn es nötig ist, auch strafen!“

Da lächelte der ewige Bergherr in seiner Huld und sprach: „Dein Begehren ist so eitel nicht, dein Wunsch sei dir gewährt. Gehe zurück auf die Erde, und was du gewollt, das geschehe!“

Seit diesem Tage haust in unserer Heimat überall da, wo der Bergmann Kübel und Seil in die Tiefe der Erde hineinfläßt, der Geist des Bergmeisters, der die Nacht der Grube so geliebt hat, daß er sie dem Himmel voll Seligkeit vorzog.

Als Berggeist warnt er nun den leichtsinnigen oder ahnungslosen Bergmann. Er schützt ihn in Unheil und Not und straft ihn, wenn er übermütig und vermessen ist.

6. Der Berggeist als Warner

In einer Nacht des Jahres 1862 lag ein Häuer einer größeren Kohlengrube Oberschlesiens vor Ort und schrägte. Durch ein Geräusch gestört, wendet er sich um und erblickt den Berginspektor in Begleitung eines fremden Steigers. Sie begrüßen sich in herkömmlicher Weise mit „Glück auf!“ Der Berginspektor äußert, es sei unzulässig, daß der Häuer hier allein liege; er wolle dafür sorgen, daß er bald einen Kameraden erhalte. Nach diesen Worten geht der Vorgesetzte mit seinem Begleiter weiter.

Der Häuer will von neuem an seine Arbeit gehen, ist aber so unruhig, daß er keinen Schlag tun kann. Er kleidet sich daher eiligst an, verläßt das Ort und sucht die an einem entfernten Platze arbeitenden Bergleute auf. Er fragt nach dem Berginspektor und dem fremden Steiger, aber niemand hat die beiden gesehen. Auch an einem zweiten und dritten Ort erhält er dieselbe Antwort.

Seine Unruhe teilt sich den anderen Bergleuten mit. Die Nachricht von der seltsamen Erscheinung verbreitet sich in der ganzen Grube, und die Knappen beschließen, dem zuständigen Steiger Mitteilung zu machen und auszufahren. Da fällt dem Häuer ein, daß er sein Werkzeug vor Ort zurückgelassen habe. Er bittet einen Kameraden, ihn dahin zu begleiten, weil er sich allein fürchte. Es schließen sich ihm mehrere an. Sie kommen vor Ort, und siehe! — die Kohlenwand, welche der Häuer unterschrägt hat, ist heruntergebrochen, und schwere Kohlenblöcke türmen sich über der Stelle auf, an der er vorher gelegen hat. Wenn er vom Berggeist nicht gewarnt worden wäre, hätte er hier sein Grab gefunden.

7. Die Schicht von 30 Tagen

Ein Schlepper hatte sich während der Schicht in eine abgelegene Strecke gesetzt, um hier ungestört ausruhen zu können, und war eingeschlafen. Als er erwachte, war seine Grubenlampe verlöscht, und er wußte nicht, wie er zum Schacht kommen sollte. An der Totenstille ringsum merkte er, daß alle Bergleute die Schicht beendet hatten und bereits zu Tage gefahren waren.

Da sah er von fern ein Licht auf sich zukommen und erkannte bald seinen Steiger, der ihm Feuer von seiner Lampe gab und ihn zum Schachte führte. Dort trug dieser ihm auf, er sollte in der Zechenstube drei Schichten anstatt der einen als verfahren angeben.

Der Schlepper war aber nicht eine Schicht, sondern 30 Tage unten in der Grube gewesen. Man war daher sehr überrascht, als er wieder in der Zechenstube erschien, da man ihn allgemein für tot gehalten hatte. Er aber

Schritt ruhig auf den Steiger zu und meldete drei Schichten an. Der Steiger fragte ihn: „Wann hast du denn die drei Schichten versahren?“ Der Schlepper antwortete: „Sie haben mir ja vorhin selbst gesagt, ich solle drei Schichten angeben, nachdem Sie mir Feuer für meine Lampe gegeben und mich zum Schachte geführt hatten.“ Da schwieg der Steiger und schrieb die drei Schichten an; denn er merkte, daß der Berggeist unter seiner Gestalt den Schlepper gerettet hatte.

8. Der Berggeist bestraft den Wortbruch

Ein Junge, der keinen Vater mehr hatte, arbeitete in der Castellengogrube bei Martinau, Kreis Beuthen O/S. Alle, die mit ihm waren, lachten und freuten sich, nur er machte immer ein betrübtes Gesicht.

Als er einmal unter Tage arbeitete, kam ein feiner Herr zu ihm und fragte ihn, warum er so traurig sei. Der Junge erzählte ihm sein Leid und beklagte sich darüber, daß er nicht einmal ein Stückchen Brot habe, um seinen Hunger zu stillen. Auch die Mutter leide große Not. Da gab ihm der Berggeist — denn das war der fremde Herr — Wurst und Semmel, und der Junge wurde fröhlich.

Am anderen Tage aber ließ er wieder den Kopf hängen. Er klagte dem Berggeist, daß er so wenig Geld bekomme. Der Berggeist versprach, daß er ihm jeden Tag etwas Geld geben werde, aber er dürfe es niemandem verraten. Der Junge gab sein Wort, und von nun an hatte er Geld genug, und es ging ihm gut.

Einmal kam er in eine lustige Gesellschaft. Da wurde er gefragt, woher er jetzt das viele Geld habe. Der Junge wollte es nicht sagen; denn er dachte an den Berggeist, der ihm das Ausplaudern streng verboten hatte. Schließlich ließ er sich aber doch beschwären, und er verriet seinen Freunden das Geheimnis.

Dafür wurde er bald bestraft. Als er am nächsten Tage vor Ort arbeitete, fiel ein großes Kohlenstück herunter und erschlug ihn.

Dämonen, Tod und Teufel

9. Der Nachjäger und das wilde Heer

Philo vom Walde erzählt:

Im Kreiße Leobschütz liegt das Dorf Sauerwitz, wo mein Vater in seiner Jugend die Weberei erlernt hat. Jeden Sonnabend, sobald es dunkel geworden war, durfte er seine Mutter in Kreuzendorf besuchen und den Sonntag bei ihr verleben. Die beiden Dörfer mögen ungefähr zwei gute Stunden voneinander entfernt liegen.

Jedesmal, so berichtete mein Vater, wenn ich im Finstern durch den Badewitzer Wald ging, war es, als ob der ganze Wald zusammenbräche. Deutlich hörte man es schießen, und auch Hundegebell war zu vernehmen. Zuerst ahnte ich nicht, was das bedeutete, bis mich dann der Waldheger darüber aufklärte. Nun wußte ich's gleich: es war der Nachjäger mit seinem wilden

Seere. Das jagte durch die Bäume und Sträucher, daß es ein Entsetzen war. Genau habe ich den Nachtläger nicht gesehen, aber der Heger erzählte mir, er wäre ein schwarzer Mann, dem 5 bis 6 Hündchen folgten, welche fortwährend kläfften. Furcht braucht man vor dem Nachtläger nicht zu haben; nur muß man achtgeben, daß man keines von den Hündchen trifft. Sie laufen einem lange Zeit um die Beine herum, bis sie dann auf einmal wieder verschwunden sind. Wer sich vor dem Nachtläger schützen will, der muß auf der Straße den „Distelrain“ (zwischen den Radspuren) gehen. So habe ich es stets gemacht, und deshalb ist mir nie etwas Ables geschehen.

10. Der Nachtläger zieht durch die Lüfte

Früher gab es in Rösniß (im Kreise Leobschütz) Nachtläger. Sie flogen in der Luft umher, begleitet von zwei bösen Hunden. Bei ihrer Wanderung durch die Lüfte bliesen sie in ein Horn. Den Menschen verboten sie, sich im Freien aufzuhalten, wenn sie vorbeiziehen. Fanden sie bei ihrem Ritte durch die Luft eine offene Haustür, so stürzten sie sich in das Haus und zerlegten die Menschen.

Es war aber eine dreiste Magd, die sagte, sie habe keine Angst vor den Nachtlägern. Eines Abends ging sie vor das Haus und setzte sich auf eine Bank. Es dauerte gar nicht lange, da kamen auch schon die Nachtläger mit den Hunden durch die Luft gezogen. Ehe sich die Magd versah, war sie in die Luft geschleppt und zerrissen. Als die Leute am nächsten Morgen auf das Feld fuhren, fanden sie von der Magd nur noch Fexen.

11. Die Spillalutsche

Philo vom Walde erzählt aus dem Kreise Leobschütz:

Früher mußten wir Kinder erst tüchtig arbeiten, bevor man uns ein freies Spielfündlein gönnte. Im Sommer gab es Feldarbeit, im Winter mußten wir spinnen. Beim Spinnen bekam jeder seine „Zahl“ auf. Wir mußten ein paar volle Spulen spinnen, ehe der Vater oder die Mutter die zur „Zahl“ gestellte Zaspel abweisen konnte. Wie lange dauerte dies, wenn das Spinnrad nicht in Ordnung war oder der Faden so oft riß oder das Berg voller Knoten war! Da bluteten wohl mitunter die Finger der linken Hand, zwischen denen der Faden lief. Die Sohle des rechten Fußes schmerzte vom vielen Treten, und oft genug fielen den Kindern vor Müdigkeit die Augen zu. Doch half nichts: die „Zahl“ mußte voll werden.

Die Mutter sprach sofort von der Spillalutsche, daß sie gleich zur Tür hereinkommen werde mit der Weise, um zu sehen, wieviel Gebind oder Fäden noch fehlten. Dann würde sie dem Faulenzer die Weisenhörner so oft in den Schädel hacken, als Gebind oder Fäden zur „Zahl“ fehlten.

Wie fing da das schläfrige Mädchen auf einmal so lustig zu schnurren an!

„Spinnt, Kinder, spinnt —

De Spillalutsche kimmt.

De guckt zu ollan Lächlan rein,

Ehb's Strahnlä werd bal' fertig sein;

Spinnt od' hurtig, spinnt!“

sang die Mutter, während sie ihre Spille lustig tanzen ließ.

Die Spillalutsche hat man sich zu denken als alte, vertrocknete Frau mit langen Eberzähnen und entsetzlichen Augen.

Wo mag sie jetzt nur sein?

12. Melusina

Ein Bauer in Borwert im Kreiße Oppeln verliebte sich in ein sehr hübsches Mädchen. Er hatte eine große Besizung, Pferde, Kühe und sonstiges Gut, doch fehlte im Hause noch die Frau, die unbedingt in einen Bauernhof gehört, wenn die Wirtschaft gedeihen soll. Ohne viel zu prüfen, warb der Bauer um die schöne Melusina. Als dies im Dorfe bekannt wurde, kamen die Freunde und rieten ihm ab von dieser Wahl. „Wohl ist das Mädchen schön“, sagten sie, „aber sie ist keine Wirtin. Seht euch nur ihre Hände an, so werdet ihr sehen, daß sie keine Hofsarbeit tut.“

Der Bauer aber hörte nicht auf solches Gerede und führte Melusina als Bäuerin in sein Haus. Bald sollte er den Schritt bereuen. Die junge Frau tat nichts in der Wirtschaft. Sie ließ Knechte und Mägde schalten und walten, schloß in den Tag hinein und saß stundenlang vor dem Spiegel.

Langsam kamen die Folgen. Die Wirtschaft verlobbte, denn der Bauer allein konnte es nicht schaffen. Er hatte ein paar Jahre mit seiner Frau verändelt; nun war ihm alles über den Kopf gewachsen, und er selbst war sehr unglücklich. Wenn er der Frau nicht alles zu Willen tat, schrie und schimpfte sie fürchterlich, daß man es im Dorfe hörte. Sie verkaufte heimlich das Saatgetreide, um sich Puß dafür zu kaufen, und lachte, wenn der Bauer grollte.

Eines Tages kam ein herumziehender Italiener ins Dorf, der mit Apfelfinen und herrlichen Seidenschalen handelte. Er trat auch in den Hof des unglücklichen Bauern. Dieser war gerade in der Scheuer beim Dreschen; die schöne Melusina aber saß vor dem Spiegel und putzte sich. Sie ließ sich sofort die Sachen zeigen und erhandelte einen prächtigen Schal von bunter Seide. Er war sehr breit und so lang, daß die Enden fast den Boden berührten.

Melusina trug nun den Schal, wenn sie durchs Dorf ging, und ließ die Enden nachschleifen. Das geschah auch einmal an einem ganz klaren Tage, als kein Wölkchen am Himmel stand. Plötzlich kam ein heftiger Windstoß und riß der eitlen Frau den Schal von den Schultern. Schreiend lief Melusina dem Schleier nach, weiter und immer weiter. Der Bauer aber, der in der Scheuer stand und alles sah, klatzte vor Vergnügen in die Hände.

Heute noch läuft Melusina ihrem Schleier nach. Wenn der Wind in den Lüften rast und pfeift, dann sagen die alten Leute: „Hört nur, wie die Melusina heult und der Bauer lacht!“

13. Gebatter Tod

In Deutsch-Leippe im Kreiße Grottkau wohnte einmal ein Ehepaar, das war reich gesegnet mit Kindern. Die beiden waren aber arm und wußten gar nicht, wie sie die vielen Kinder in Ehren aufziehen sollten.

Einmal war der Mann im Walde beschäftigt und fällte Holz. Er war recht traurig; denn gerade hatte der Storch ihm wieder ein Kleines ins

Haus gebracht. Wie er nun dasteht und den Kopf hängen läßt, kommt ein Herr zu ihm und fragt ihn, ob er Kummer habe. Da klagt er ihm, daß er schon ein ganzes Häuflein Kinder habe und nicht wisse, wie er sie ernähren solle, und eben sei ein neues angekommen. Er finde schon niemanden mehr, der bei seinen Kindern Pate stehen wolle, weil es den Leuten zuviel sei. Darauf tröstet ihn der Fremde und bietet ihm seine Patenschaft an.

Als der Mann nach Hause kam, teilte er die frohe Nachricht seinem Weibe mit. Er wußte aber nicht zu sagen, wer der Fremde gewesen sei.

Mittlerweile wird die Taufe bestellt, und wie die Geladenen versammelt sind, kommt eine schöne Kutsche im Dorf heruntergefahren, dreht um und hält vor der Thür. Ein feiner Herr steigt aus, tritt in die Stube und fragt nach dem Befinden der Wöchnerin. Keiner aber getraut sich, den Fremden zu fragen, wer er sei. Nun wird mit dem Täufling zur Kirche gefahren, und nach der Taufhandlung fährt der Herr sofort wieder ab. Als man das Bettchen des Täuflings untersucht, ob der Pate nicht, wie es Sitte ist, ein Geschenk hineingesteckt habe, findet man nichts. Da meint der Mann: „Laßt es nur gut sein; wir haben doch wenigstens einen feinen Gevatter gehabt.“

Einige Zeit später ist der Mann wieder einmal im Walde mit Holzhaden beschäftigt. Da tritt der Gevatter plötzlich zu ihm und erkundigt sich nach dem Befinden von Mutter und Kind. Dann sagt er, er wolle ihm jetzt auch ein Patengeschenk geben, und zwar wolle er ihn das „Doktern“ lehren. Er werde ein berühmter Arzt sein, und alles, was er den Leuten verordnen würde, werde helfen; denn der ihm das verspreche, sei der Gevatter Tod. Nur auf eines solle er achtgeben: wenn der Gevatter am Krankenbette zu Häupten stehe, so würde der Kranke wieder gesund werden, und wenn es ihm noch so schlecht gehe; stehe er aber zu Füßen, so müsse der Kranke sterben, und niemand könne ihm helfen. Da solle er sich nur keine Mühe geben und ihm nicht etwa gar entgegenhandeln, das sei alles vergeblich. Nach diesen Worten ging der Gevatter Tod wieder fort.

Einige Zeit darauf ward eine vornehme Herrschaft in große Trauer versetzt wegen einer schweren Krankheit, welche die Frau des Hauses befallen hatte. Kein Doktor war imstande, der Armen zu helfen. Da hörte ihr Gatte zufällig von dem Manne, der schon hie und da in verzweifelten Fällen Kranke geheilt hatte. Er ließ ihn rufen, und wie dieser ins Krankenzimmer trat, sah er seinen Gevatter zu Häupten des Bettes stehen. Er brauchte bloß ein Tränklein zu verordnen, das nichts als reines Wasser war, und am anderen Tage konnte die Kranke schon wieder aufstehen. Von dem reichen Lohne, den ihm diese Behandlung eintrug, konnte sich der Mann ein Häuschen kaufen, und seit dieser Zeit ging es mit ihm beständig aufwärts. Weit und breit wurde er gerufen, und bald war er ein reicher Mann. Er baute sich jetzt eine Villa und schaffte sich eine schöne Kutsche an.

Aber mit dem Wohlleben wurde er stolz und übermütig. Nun achtete er auch nicht mehr wie früher auf die Warnungen seines Gevatters, und wenn dieser zu Füßen stand, ließ er wohl gar das Bett umdrehen, um den Tod zu betrügen. Jedesmal, wenn er das tat, drohte ihm der Gevatter mit dem

Finger. Es half auch nichts, und der Kranke mußte doch sterben. Da sich das jetzt sehr oft wiederholte, war es mit seiner Berühmtheit bald vorbei.

Eines Tages fährt er wieder einmal durch den Wald, wo er ehemals Holz gehackt hat. Da trifft er den Gevatter. Er läßt sofort halten und fragt ihn, wo er seine Wohnung habe, er solle sie ihm doch zeigen. Der Gevatter führt ihn ins Gehölz und zeigt ihm eine Thür. Dort treten sie ein und sehen einen großen Raum vor sich, in dem viel tausend Lichte brennen, große und kleine. Und der Gevatter spricht: „Hier hat jeder Mensch sein Lebenslicht, und solange das Licht brennt, lebt der Mensch. Wenn es aber verlöscht, so ist er tot.“ Da wünscht der Mann auch sein eigenes Licht zu sehen, und der Gevatter weist auf ein kleines Lichtstümpfchen, das nahe dem Verlöschen ist. Erschreckt fragt der Doktor, ob es ihm nicht erlaubt sei, ein längeres anzustecken. Der Gevatter nickt. Aber wie er das eben entzündete Licht hinstellen will, fällt es um und geht aus. In demselben Augenblicke fällt auch der Doktor um und ist tot.

Da hat der Gevatter ihn aufgehoben und zum Wagen geschleppt. Dann rief er dem Kutscher zu, er solle den Toten nach Hause fahren. Zu Hause hat die Frau wohl aufgeschrien und gekammert, aber zuletzt tröstete sie sich; denn sie war ja eine reiche Frau.

14. Das weiße Gespenst

In Roßberg bei Beuthen O/S lebten einmal drei Brüder. Der jüngste von ihnen war besonders forsch und hatte vor nichts Angst. Um seinen Mut auf die Probe zu stellen, forderten ihn seine Brüder auf, er solle doch heute nacht einmal auf den Friedhof gehen.

Der furchtlose Jüngling tat das auch. Als es völlig dunkel geworden war, begab er sich auf den Friedhof. Dort sah er, wie zwischen den Gräbern ein weißes Gespenst wandelte. In der Meinung, es sei einer seiner Brüder, der sich mit ihm einen Spaß erlaube, rief er: „Das bist du ja, mein Bruder Franz!“ Dann lief er hin und riß der Gestalt die weiße Decke herunter. Aber, o Schreck! Es war niemand unter dem Leinentuch zu sehen. Mit klappernden Zähnen lief er eiligst nach Hause und legte sich ins Bett. Seinen Brüdern erzählte er nichts von dem Erlebnis. Früh war er tot.

Das weiße Gespenst war niemand anderes als der Tod.

15. Der Teufel und die beiden Müllerstöchter

Vor langer Zeit lebte in Lugendorf im Kreise Oppeln eine Müllerin, die sehr geizig war. Sie hatte zwei Töchter: Helena, eine eigene, und Bibiana, eine angenommene. Helena war faul und gesträßig, Bibiana aber freundlich und bescheiden.

Eines Tages sollte in Oppeln Jahrmart sein, und die Müllerin wollte hin und nur eine Tochter mitnehmen. Sie wusch also am Vorabend beiden Mädchen das Haar und versprach dasjenige mitzunehmen, dessen Haar zuerst trocknen würde. Doch heimlich rieb sie der eigenen Tochter das Haar mit einem Handtuche tüchtig ab.

So mußte denn Bibiana am nächsten Tage zu Hause bleiben und ganz allein in der Mühle verweilen, da auch der Knecht zu seinen Eltern ins nächste Dorf gegangen war. Nur der treue Hund, ein sehr kluger schwarzer Pudel, und ein silberweißer Kater waren ihre Gesellschafter. Bibiana weinte keineswegs, sie scheuerte und fegte Treppen und Stuben. Mittags kochte sie sich eine Buchweizengrütze mit ein wenig Rauchfleisch und versäumte nicht, Kater und Pudel redlich ihren Teil abzugeben. Nach dem Aufräumen sang sie den Nachmittag über alle Lieder, die sie kannte. Pudel und Kater spielten miteinander und knurrten und schnurrten zufrieden.

Als der Abend herangekommen war, klopfte es heftig an die verschlossene Thür, und eine unbekannte und grauenerregende Stimme rief: „Mach mir auf, Bibiana, ich will dir viel Geld geben!“ Bibiana schaute durchs Fenster und sah, daß der Fremde rotglühende Teufelsaugen und ein schreckliches Gesicht mit einem Ziegenbart hatte. Sie war darüber sehr erschrocken und wollte zu weinen anfangen, doch da begannen Kater und Pudel plötzlich mit Menschenstimmen zu reden. Sie rieten ihr, den dummen Teufel hinzuhalten und ihm aufzutragen, er möge erst aus dem Mühlbach in einem Siebe Wasser in den Stall bringen und alle sechs Kühe tränken. Das tat sie, und der Teufel antwortete: „Gut, das will ich machen!“ Nun hörten die drei am Fenster, wie der Teufel aus der Brinige Wasser heranzog und es ins Sieb goß. Aber es floß natürlich wieder unten fort, und das Sieb wollte nie voll werden. Der Teufel arbeitete hartnäckig, schwitzte und verfluchte seine eigene Großmutter, und längst ward es Nacht. Da stieß im Dorfe der alte Nachtwächter ins Horn und verkündete die zwölfte Stunde. Mit schrecklichem Gepolter ließ der Teufel von seiner Arbeit ab, warf den großen, prallgefüllten Geldbeutel auf die Schwelle und verschwand.

Am nächsten Morgen erst kam der Wagen mit der Müllerin und Helena aus der Stadt zurück. Als sie die vielen Geldstücke sahen, waren sie sehr erstaunt, und ihre Augen glänzten im Goldrausch. Bibiana erzählte alles, was sich zugetragen hatte, doch die Müllerin ärgerte sich.

Ein Jahr später nahm die Mutter Bibiana auf den Jahrmarkt mit, während Helena diesmal freiwillig zu Hause blieb. Helena aber dachte nicht ans Arbeiten, sondern schaute neugierig zum Fenster hinaus, buß sich mittags einen schönen, fetten Eierkuchen, den sie noch heiß mit Honig bestrich, trank einen vollen Topf süßer Milch dazu, vergaß aber völlig den Kater und den Pudel, die betrübt und hungrig, der eine mit hochgehobenem und der andere mit eingeklemmtem Schwanz herumschlichen und ärgerlich murrten und knurrten. Nach dem Essen gähnte sie, ließ alles Geschirr ungewaschen stehen und legte sich schlafen.

Als der Abend kam, wachte sie durch das Poltern und Rufen an der Thür auf, schaute durchs Fenster und entsetzte sich ob der grinsenden Teufelsfrage. Jetzt wollte sie den Rat der klugen Tiere hören, aber diese sprachen zu ihr spöttisch: „Du hast heute für dich allein gekocht, alles selbst aufgegessen und wirst nun auch selbst Rat wissen, wir haben dir nichts zu sagen!“ Helena bat und flehte, klapperte mit den Zähnen und fing zu heulen an, aber Kater und Pudel legten sich in ihre Ecken und schauten nicht mehr nach ihr.

Da wurde es dem Teufel an der Thür zu langweilig. Er machte sich klein, kroch durchs Fenster ins Zimmer hinein, beherzte das böse Mädchen und fuhr mit ihr in einer stinkenden Schwefelwolke zum Schornstein hinaus in die Hölle.

16. Die Teufelseiche

In uralter Zeit stand in Roßberg bei Beuthen eine große, starke Eiche, von welcher die Leute fabelten, daß der Teufel auf ihr seinen Sitz aufgeschlagen habe und durch sein Hin- und Hergehen den Weg durch Roßberg grundlos und voller Löcher mache. Als die Bauern einsahen, daß es unmöglich sei, die Löcher auszufüllen und den Dorfweg fahrbar zu erhalten, holten sie Mönche herbei, die den Teufel beschwören sollten.

Als dies geschah, fuhr der Teufel mit großem Getöse aus der Eiche heraus und entwich ostwärts, tief nach Polen hinein. Ein breiter Sandstrich bezeichnete seinen Weg.

Die Roßberger hieben alsdann die Eiche um, und von dieser Zeit an konnten sie wieder den Weg durch ihr Dorf benutzen.

17. Die Teufelsbraut

In Lichtenberg im Kreiße Grottkau lebte einst eine sehr schöne und reiche Bauerntochter. Sie hatte viele Freier, die sie aber alle abwies, weil sie an jedem etwas auszusetzen hatte.

Als sie eines Tages mit ihren Eltern über das Heiraten sprach, öffnete sich plötzlich die Thür, und ein Rittersmann trat herein. Er war sehr stattlich und man konnte beim besten Willen nichts an ihm tadeln. Seine Kleidung verriet großen Reichtum. Er grüßte freundlich und warb alsbald bei den Eltern um die Hand der Tochter. Die Eltern gaben gern ihre Einwilligung, und auch das Mädchen war zufrieden. Die Hochzeit sollte so schnell wie möglich gefeiert werden.

Am Hochzeitmorgen kam der Bräutigam mit einem prächtigen Viererzug angefahren. Die Pferde waren von herrlichem Wuchs; sie schienen durch die Lust zu fliegen, und ihre Nüstern sprühten Funken. So ein Gespann hatte noch niemand im Dorfe gesehen.

Dann wurde Hochzeit gefeiert. Als sich die Gäste verlaufen hatten, forderte der Bräutigam die Braut auf, mit ihm ein Stück spazieren zu gehen. Die beiden verschwanden im Strauchwerk in der Nähe des Hanselberges.

Als sie sehr lange ausblieben, fing man an, Schlimmes zu ahnen. Der Vater schickte Knechte aus, die das Paar suchen sollten. Diese hörten plötzlich vom Hanselberge Hilferufe. Sie sahen die Braut in den Armen ihres Bräutigams, der sich aber in den Teufel verwandelt hatte. Bald darauf war von den beiden nichts mehr zu sehen.

Die Knechte berichteten zu Hause, was geschehen war. Die Eltern waren über das Unglück ihrer Tochter sehr traurig. Sie erbauten in der Lichtenberger Pfarrkirche einen Altar und hinterließen eine Stiftung, wonach der

Ortspfarrer verpflichtet sein sollte, jede Woche für das Seelenheil der verblendeten Tochter eine Messe zu lesen.

Man erzählt, daß jeder Pfarrer, der diese Pflicht vernachlässige, innerhalb eines Jahres sterben müsse.

18. Der Teufel und der Bär

In der Umgegend von Tost stand früher eine Windmühle. Der Teufel kam öfters zum Müller, um ihm einen Schabernack zu spielen. Einmal war ein Zigeuner mit einem Tanzbären zur Mühle gekommen und hatte den Müller um ein Nachtlager gebeten. Der Müller hatte die Bitte erfüllt. Zufällig kam in dieser Nacht auch der Teufel. Als er das Fenster aufstieß, brummte ihn der Bär an. Der Teufel nahm sofort Reißaus und ließ sich lange nicht sehen. Erst nach einem Jahr kam er wieder und fragte den Müller, ob er noch die große Rake habe. Der schlaue Müller sagte ihm, daß sie noch da sei und Junge bekommen habe, die weit bissiger seien als die Alte. Da kam der Teufel nicht mehr in die Mühle.

19. Der Teufelsstein im Labander Walde

Eines Tages traf der Pfarrer von Gleiwitz-Petersdorf einen fremden Geistlichen. Die beiden kamen ins Gespräch. Da merkte der Pfarrer, daß der Fremde einen Pferdefuß habe. Jetzt wußte er, wen er vor sich habe. Der Teufel bot ihm eine Wette an. Wer es fertig brächte, einen großen Stein bis zum nächsten Dorfe zu schleudern, dem sollten die Seelen der Gemeinde Petersdorf gehören. Gelänge es dem Pfarrer, dann sollten im Nachbardorfe die Kirchenglocken läuten. Glücke es dem Teufel, so sollte dort ein Gewitter ausbrechen. Die Wette wurde angenommen. Der Teufel wollte sie sofort austragen, der Pfarrer aber verschob es auf den nächsten Tag, da gerade Feiertag war. Der Teufel gab sich damit zufrieden und verschwand.

Der Pfarrer eilte jetzt schnell ins nächste Dorf und erzählte seinem Amtsbruder, was sich in Petersdorf zugetragen hatte. Der Nachbarpfarrer sagte, er werde am folgenden Tage zu genau festgesetzter Zeit seine Glocken läuten lassen.

Tags darauf stieg der Petersdorfer Pfarrer mit dem Teufel auf den Turm der Kirche. Jeder schleppte einen sehr schweren Stein. Als sich der Teufel einmal umdrehte, besprengte der Pfarrer den Stein des Teufels rasch mit Weihwasser. Der Stein wurde deshalb schwerer und immer schwerer und brannte dem Teufel in den Händen. Als der festgesetzte Zeitpunkt gekommen war, warf der Pfarrer seinen Stein schnell vom Turme herunter. Und so gleich läuteten die Glocken im Nachbardorfe.

Da glaubte der Teufel, daß er die Wette niemals gewinnen könne. Glühend stieß er seinen Stein mit einem Fußtritt vom Turm und eilte davon. Der Stein flog in den Labander Wald und blieb dort liegen. Man kann daran heute noch die Spuren des Pferdefußes erkennen.

Die Fenismännchen

20. Der Streufelsuchen der Fenismännchen

Vor langer Zeit, als noch fast ganz Oberschlesien mit Wald bedeckt war, lebten auch in der Grottkauer Gegend die Fenismännchen. Sie waren überall als große Kochkünstler bekannt. Manches gute schlesische Gericht sollen die Fenismännchen zuerst bereitet haben. Menschen, die ihnen Gutes erwiesen hatten, lehrten sie ihre Kunst.

Am liebsten von allen Menschen aber waren ihnen schöne Jungfrauen. Diesen zeigten sie die besten Pilze und warnten sie vor den giftigen. Auch wiesen sie die Mädchen an, wie man aus Pilzen schmackhafte Speisen und aus Beeren ein würziges Mus kochte. Dann suchten sie heilsame Kräuter zusammen und lehrten ihre Lieblinge einen duftenden Tee und ein kräftiges Tränklein daraus bereiten.

Als an vielen Stellen der Wald gerodet war und dafür goldene Weizenfelder wogten, zogen die Fenismännchen daraus Nutzen und buken von nun an herrliche Kuchen. Eine junge Magd, die auf dem Felde arbeitete, hörte einmal ganz deutlich, wie bei den Fenismännchen die Kuchenbleche klapperten. Da wünschte sie sich sehr, von den Wichten die Kunst des Backens zu lernen.

Dieses Mädchen liebte einen schmutzen Burschen aus dem Dorfe und wurde auch wiedergeliebt. Da es aber arm war, wollten die Eltern des Burschen, denen der größte Bauernhof gehörte, von einer Heirat nichts wissen.

Nun glaubte die Magd, es könnte ihr von großem Nutzen sein, wenn sie den Fenismännchen ihre Kunst abguckte. Darum begab sie sich in der Zeit der zwölf Nächte (zwischen Weihnachten und dem Dreikönigsfeste) in deren Bereich. Als bald erschienen mehrere Fenismännchen und luden sie in ihren Berg ein.

Groh folgte die Magd den Zwergen; denn jetzt sollte sich ja ihr Wunsch erfüllen. Sie ließ sich erklären, wie man den Kuchen backe, und da sie anständig war, hatte sie es rasch begriffen. Dankbar verließ sie den Berg.

Als die Faschingszeit gekommen war, buk die Magd einen Kuchen, wie sie es bei den Fenismännchen gelernt hatte. Alle lobten das köstliche Gebäck. Davon hörte auch der Großbauer. Er kam mit seiner Frau und bat um ein Stück Kuchen. Der schmeckte den beiden so gut, daß sie beschloßen, das Mädchen als Schwiegertochter in ihr Haus zu nehmen.

So bekam die arme Magd doch ihren Burschen, und das hatte sie einzig und allein dem guten Kuchen zu verdanken. Nach und nach lernten auch andere Leute diesen Kuchen backen. Heute ist er überall unter dem Namen „schlesischer Streufelsuchen“ bekannt.

21. Der Ameisenhirt

Eines Tages ging ein Mann aus Seiffersdorf bei Ottmachau im Grottkauer Oberkreise in den Wald, um Bäume zu fällen. Auf einmal stand ein Fenismännchen vor ihm und fragte ihn, ob er einen Sohn habe. Der Holz-

fäller bejahte die Frage und sagte: „Zu Mittag bringst mir mein Junge das Essen heraus. Da kannst du dir ihn ansehen, wenn du willst!“

Als der Knabe mit dem Essen kam, erzählte ihm der Vater, was er erlebt hatte. Plötzlich war auch das Männchen wieder da. Es redete den Knaben freundlich an und forderte ihn auf, mit ihm zu gehen. Er wolle ihn als Hirten beschäftigen. Der Junge willigte gern ein und ging mit.

Unterwegs gab ihm das Genismännchen eine kleine Pfeife und sprach: „Nimm diese Pfeife, aber rede zu niemandem davon. Wenn du in großer Noth bist, dann pfeife darauf, und dir wird geholfen werden!“ Dann überreichte er dem Knaben einen Sack, der mit Ameisen gefüllt war. Diese sollte er loslassen und getreulich hüten.

Das tat der Knabe auch. Er schüttete den Sack auf der Erde aus, aber die Tierchen liefen nach allen Richtungen auseinander, und in kurzer Zeit waren sie verschwunden. Dem kleinen Hirten wurde angst und bange. In seiner Noth erinnerte er sich des Pfeischens. Rasch griff er danach und piffte darauf, und wirklich, die Ameisen kamen alle herbeigeeilt.

Jetzt wußte der Junge, daß er sich auf seine Pfeife verlassen könne.

22. Die Genismännchen im Mullwitzer Berge

Im Mullwitzer Berge im Kreise Falkenberg, einer bedeutenden Basalt-Luppe, haben früher die Genismännchen gewohnt. Das waren zwerghafte Wesen von menschlicher Gestalt. Sie hatten im Verhältnis zum Körper gewaltig große Köpfe und redeten wie Kinder, die gerade sprechen lernten. Den Bewohnern der Umgegend waren sie nicht besonders günstig gesinnt. Da die Genismännchen die Menschen oft nackten, das Vieh scheu machten und auch Kinder stahlen oder austauschten, waren sie bei vielen sogar verhaßt.

Als die Glocken ins Land kamen, duldete es die kleinen Wesen nicht länger im Mullwitzer Berge. Deshalb begab sich an einem dunklen Abende ein Männchen nach Graase und klopfte an das Fenster eines Bauern, der ein tüchtiges Gespann hatte. Es fragte den Bauern, ob er sich ein gutes Fuhrlohn verdienen wolle. Als dieser das bejahte, wies es ihn an, den Erntewagen mit recht langen Leitern zu versehen, mit vier Pferden zu bespannen und dann an den Berg gefahren zu kommen. Er solle aber gegen jedermann schweigen.

Der Bauer gehorchte, sah aber niemanden, als er am Berge angekommen war, sondern hörte nur im Innern des Berges rufen und lärmen. Endlich, als es beinahe finster geworden war, erschien dem Bauern das Genismännchen und gebot ihm, die Pferde gegen Sonnenaufgang zu richten, sich aufs Sattelpferd zu setzen und immer geradeaus zu fahren. Er solle erst halten, wenn man es ihm heiße, und dürfe sich nicht umsehen, da er sonst sein Leben aufs Spiel setze. Dann hörte der Bauer hinter sich ein Trippeln und Trappeln, daß es ihm ganz unheimlich wurde und er froh war, als er endlich den Befehl zur Abfahrt bekam. Er wunderte sich nicht wenig, daß sich seine Pferde so sehr anstrengen mußten.

Um zu erfahren, womit der Wagen beladen sei, ersann er eine List. Er ließ die Peitsche fallen und wollte schnell vom Pferde steigen, um sie

aufzuheben. Sogleich hörte er aber rufen: „Behüte dein Genick, sieh nicht zurück!“ Und schon war das Männchen da und reichte ihm die Peitsche. Immerhin hatte der Bauer so viel gesehen, daß sein Wagen voll von Genismännchen war, daß alle Leitersprossen vollhingen, viele Kisten und Kasten aufgepackt waren und außerdem noch ein Schwarm kleiner Leute nachlief. Er fuhr nun weiter, bis ihm endlich gegen Morgen in einer wüsten Gegend zu halten befohlen wurde. Dann hörte er wieder das Trappeln und Arbeiten hinter sich, und als es ruhig geworden war, sprach eine Stimme aus dem Gesträuche: „Jetzt fahre schnell heim, das Fuhrlohn wirst du schon auf dem Wagen finden!“

Da drehten die Pferde von selbst um und jagten nach Hause, so schnell sie laufen konnten. Dort angekommen, untersuchte der Bauer den Wagen. Er fand ihn über und über mit Kotklümpchen bedeckt, aber Geld war nirgends zu sehen. Er glaubte, daß die Genismännchen ihn betrogen hätten, und ging misshütig daran, den Wagen zu waschen. Einige Klümpchen waren aber trotz der Reinigung hängen geblieben, und diese verwandelten sich später in reines Gold. Als das der Bauer sah, schimpfte er nicht mehr auf die Männchen, sondern auf sich selbst. Wo er übrigens mit seinem Wagen gewesen ist, konnte er nie angeben.

Lange Jahre nachher hat man beim Nachgraben und Steinebrechen im Berge noch manchmal silbernen oder goldenen Hausrat gefunden. Der stammte von den vertriebenen Genismännchen.

Von Hexen und allerlei Spukgestalten

23. Wie man Hexen erkennen kann

In Patschkau, Kreis Reisse, und in Eichenau D/S, Kreis Grottkau, erzählt man folgendes:

Will man die Hexen als solche erkennen, so gibt es dafür ein Mittel. Man schneide rechtzeitig vor Weihnachten Kirschenzweige vom Baume oder besser, man beiße sie unter strengem Stillschweigen am Andreasabend vom Baume ab, setze sie ins Wasser und stelle sie an einen warmen Ort, etwa auf den Ofen. So kommen sie bis Weihnachten zur Blüte. Die blühenden Zweige nimmt man in der Christnacht mit in die Kirche, und dann kann man dort die Hexen sehen. Sie stehen im Mittelgang, aber dem Altar abgewandt, und tragen den umgekehrten Melkeimer auf dem Kopfe. Wenn man aus der Kirche hinausgeht, muß man schnell machen, sonst brechen einem die Hexen das Genick. Einem Mann ist das wirklich geschehen, der war nicht schnell genug zur Kirche hinaus. Wer auf einem Kreuzweg oder unter einer Traufe steht, ist vor den Hexen sicher; dort haben sie keine Macht.

24. Eine Frau verheert Rüche

Ein Schüler erzählt:

Mein Großvater war Nachtwächter in Gottschütz, einem Dorfe nahe bei Tost. Als er an einem Karfreitag morgens um 5 Uhr nach Hause ging, sah

er, wie eine Frau sich etwas am Feldkreuze zu schaffen machte. Beim Näherkommen merkte er, daß sie mit den Beinen nach oben und dem Kopfe nach unten am Kreuze emporkletterte. Am Fuße des Kreuzes standen drei Eimer, die mit dünner, blauer Milch gefüllt waren. Da mein Großvater die Frau erkannte, rief er sie beim Namen und fragte, was sie hier mache. Die Frau sagte: „Heute habe ich mich gerächt. Die Rühe meiner Nachbarsleute werden von nun an keine Milch mehr geben. Das sage ich dir, weil du mich gefragt hast. Wenn du mich aber verrätst, bist du in drei Tagen eine Leiche!“ Dann sprang sie vom Kreuze herunter, warf die drei Eimer um, so daß die Milch auf die Erde rann, und verschwand.

Tatsächlich gaben die Rühe der Nachbarsleute von diesem Augenblick an keine Milch mehr. Mein Großvater kannte den Grund, aber er durfte darüber nicht sprechen.

25. Der Alp als Strohhalbm

Im Beuthener Lande lebte ein Schneiderlein, das oft bis spät in die Nacht hinein nähte. Einmal saß der fleißige Mann wieder auf dem Tische und arbeitete bei offenem Fenster bis zwölf Uhr nachts. Dann hörte er auf und legte die Nadel hin.

Als er das Fenster schließen wollte, sah er, wie ein Strohhalbm sich langsam zum offenen Fenster hereinschob. Schnell griff das Schneiderlein zur Schere und schnitt den Strohhalbm in der Mitte entzwei. Die beiden Teile fielen in der Nähe des Arbeitstisches zu Boden. Der Schneider begab sich darauf zu Bett und schlief bis zum nächsten Morgen. Als er erwachte, sah er ein altes Weib auf der Erde liegen, das in zwei Stücke geschnitten war. Das war der Alp, der sich um Mitternacht in einen Strohhalbm verwandelt hatte.

Der Schneider, der früher öfters in der Nacht vom Alp gedrückt und gequält wurde, hatte von nun an Ruhe.

26. Die Apotheker-Liese

In Lichtenberg im Kreiße Grottkau lebte eine alte Frau, die in der ganzen Gegend als Apotheker-Liese bekannt war. Sie besorgte nämlich für den Apotheker in Grottkau die verschiedenen Heilkräuter. Die Apotheker-Liese soll eine Hexe gewesen sein. Deshalb ging niemand gern an ihrem Hause vorbei.

Einst hieß es, sie sei gestorben. Alle Leute des Dorfes gingen mit dem Sarge mit. Als sie auf den Kirchhof kamen, sahen sie plötzlich, wie die Apotheker-Liese auf der Kirchhofsmauer saß und das Grablieb mitsang. Die Leute waren sehr erstaunt, und die Träger ließen vor Schreck den Sarg fallen. Da verschwand die Hexe. Der Pfarrer ließ den Sarg öffnen, und siehe da, es lag ein Strohwiß drin. Den Leuten blieb nichts anderes übrig, als wieder nach Hause zu gehen.

Einige Zeit darauf gingen mehrere Dorfleute zum Roden. Als sie in der Nacht heimgingen, sahen sie vor dem Hause der Apotheker-Liese einen Leichenzug stehen. Die Träger waren alle ohne Kopf. Die Apotheker-Liese

aber saß mit ihrem Spinnrade auf dem Sarge und spann. Voll Schreck liefen die Leute davon und gerieten in eine Jauchegrube.

Ein anderes Mal mußte ein Knecht am Hause der Apotheker-Viese vorbeigehen. Viese stand am Graben und wusch ihre Kleider. Der Knecht zog die Hexe an ihrer langen Nase. Da gab sie ihm eine Ohrseige, daß er bis auf den heutigen Tag einen schiefen Mund hat.

Kein Abend verging, an dem sie nicht den Leuten einen Schabernack spielte. Bald krächte sie wie ein Hahn, bald bellte sie wie ein Hund, bald mederte sie wie eine Ziege.

Da ließen die Nachbarn einen flugen Mann kommen. Der nahm die Hexe gefangen, als sie gerade auf den Kirchturm klettern wollte. Er steckte sie in einen Sack und fuhr damit hinter das Dorf auf einen Berg. Dort bannte sie der Pfarrer unter einen Dornstrauch. Sie bekam ein Schöpfgefäß ohne Boden. Damit sollte sie den Felsbrunnen ausschöpfen, bis er leer war.

Jetzt war wieder Ruhe in Lichtenberg.

27. Der Feuermann vom Irrgarten in Weißach

Seit alten Zeiten gingen die Leute von Weißach im Kreiße Grottfau zur Kirche nach Gauwald. Dabei trug sich einmal folgende Geschichte zu:

Es war zur Adventszeit. Man mußte in aller Herrgottsfrühe in Weißach aufbrechen, um rechtzeitig nach Gauwald zur Morate zu kommen. Dazu war der Weg schlecht. Er führte durch finsternen Wald, und unten im Grunde vor Gauwald, wo jetzt die Straße von Felsheim her bei der Schmiede einbiegt, besand sich sogar ein großer Sumpf.

Dieser Weg machte manchem Verdruß; denn man mußte höllisch aufpassen, um auf dem schmalen Fußwege zu bleiben und nicht in den Sumpf zu geraten. Da kann man es keinem verdenken, wenn er sich einen Begleiter wünscht, der ihm auf dem Wege zur Kirche leuchtet. So rief denn einmal ein einsamer, alter Kirchgänger beim Irrgarten am Ausgang von Weißach, wo die Feuermänner immer besonders gern ihr Wesen trieben, aus: „Wenn doch ein Feuermann käme und mir leuchtete!“

Raum ausgesprochen, war der Feuermann da. So gingen sie zusammen des Weges. Auf alle Fragen jedoch, die der Kirchgänger an den Feuermann stellte, blieb dieser die Antwort schuldig. Je näher die beiden der Kirche kamen, desto langsamer ging der Feuermann, bis er schließlich am Anfang des Dorfes stehen blieb und sagte: „Jetzt gib mir meinen Lohn!“ Darauf antwortete der Mann aus Weißach: „Gott bezahlt dir so viel dafür, als du nötig hast.“ Da schüttelte sich der Feuermann; er ächzte und stöhnte und war plötzlich verschwunden. Nur einen Hund sah man in der Ferne davonlaufen. Jetzt wußte der Mann, daß er mit dem Leibhaftigen selbst zusammengetroffen war.

Auch heute noch sieht man öfters in der Adventszeit Lichter im Grunde aufleuchten.

28. Die Erlösung eines Irrlichtes

In der Gegend von Alt-Baudendorf im Kreiße Oppeln sollen früher viele Irrlichter umgegangen sein. Eines davon war die Seele eines Kaufmanns,

der in seinem Leben nie ein Wort des Dankes über seine Lippen hatte kommen lassen. Einmal blieb ein Fuhrmann, der Stämme fuhr, auf der Wiese stecken, wo dieses Irrlicht oft zu sehen war. Der Fuhrmann rief es an, und es erschien wirklich und erleuchtete die ganze Gegend. Der Fuhrmann bekam es zwar mit der Angst zu tun, aber der Wagen bewegte sich jetzt wirklich vorwärts. Das Irrlicht wich nicht von seiner Seite, bis er an Ort und Stelle war. Da kamen viele Leute herbei und fragten, was geschehen sei. Der Mann aber dankte zuerst dem Irrlicht für seine Hilfe. Da sprach dieses: „Schon über hundert Jahre irre ich hier umher, und schon vielen habe ich geholfen, aber keiner hat sich bedankt. Jetzt hast du mich endlich erlöst!“ Damit verschwand es und wurde seitdem nicht mehr gesehen.

Wunder-, Schatz- und Glockensagen

29. Das Muttergottesbild von Altgrottkau

In der Pfarrkirche zu Altgrottkau im Kreiße Grottkau steht an der Wand neben dem Haupteingang ein altes Bildwerk. Es stellt die Gottesmutter dar, die mit einem glänzenden Gewande angetan ist und auf dem Haupte eine Goldkrone trägt. Im linken Arm hält sie den Gottessohn, der mit der Weltkugel spielt. Von diesem Bildwerk geht eine wunderbare Geschichte.

In den Zeiten des Dreißigjährigen Krieges und noch lange nachher war Altgrottkau keine selbständige Pfarrei. Kirche und Gemeinde wurden von den Geistlichen aus Schwarzengrund betreut. Einem dieser Pfarrer stach das schöne Muttergottesbild ins Auge, und er wollte es nach Schwarzengrund in seine Kirche überführen lassen. Die Dorfbewohner waren zwar traurig darüber, doch wollten sie sich dem Befehle des Pfarrers nicht widersetzen. Sie luden es deshalb auf einen Wagen, der über und über mit Kränzen geschmückt war.

Als der Wagen aber an die Dorfgrenze kam, ging er plötzlich nicht weiter. Die Bauern spannten noch ein Paar Pferde vor, aber vergeblich. Da es inzwischen Abend geworden war, ließen die Leute den Wagen stehen und gingen nach Hause.

Am nächsten Morgen wollten sie es noch einmal versuchen. Doch als sie sich nach dem Bilde umschauten, war es vom Wagen verschwunden. Sofort suchten alle eifrig danach, und schließlich fanden sie es in der Kirche, wo es an dem alten Platze stand. Darauf wurde das Bildwerk zum zweiten Male auf den Wagen geladen, aber auch diesmal ging der Wagen nicht von der Stelle.

Jetzt erkannten die Leute, daß das Bild nach dem Willen Gottes in Altgrottkau bleiben solle. So ziert es noch heute die schlichte Dorfkirche.

30. Das versunkene Dorf

Im Nordosten der Stadt Guttentag liegt, zwischen zwei Anhöhen versteckt, ein sumpfiges Wiesental. Hier stand früher ein Dorf mit einer kleinen Holzkirche. Fruchtbare Felder und saftige Wiesen brachten den Bauern

reichen Ertrag. Durch Fleiß und Sparsamkeit waren sie wohlhabend geworden. Frieden und gute Sitten herrschten in der Gemeinde.

Das wurde mit der Zeit anders im Wiesendorfe. Die reichen Bauern wurden leichtsinnig und faul. Sie führten ein lasterhaftes und verschwenderisches Leben. Vom Morgen bis in die späte Nacht saßen sie im Gasthause, zechten, tanzten und spielten Karten. Durch ihre Trunksucht, durch Streitigkeiten, Betrügereien und tägliche Diebstähle erregten sie weit und breit großes Argernis. Selbst die Sonntage und die Karwoche entheiligten sie durch Trinkgelage und Tänze in der Schenke. Alles Mahnen des besorgten Ortspfarrers war vergeblich.

Es war an einem Sonntag. Die Glocken des Dorfkirchleins riefen zum Gottesdienste. Doch die meisten Leute gingen ins Gasthaus, und bald drang wüster Lärm von hier ins Gotteshaus hinüber. Vergeblich bat der Pfarrer, von diesem sündhaften Treiben abzulassen. Umsonst! Selbst die wenigen Kirchenbesucher lachten und höhnten, als der greise Priester ein Strafgericht Gottes ankündigte. Da verließ dieser die Kirche. Als ihn die betrunkene Menge erblickte, jagten sie ihn mit Spott und Hohn aus dem Dorfe heraus. Dann trieben sie es noch toller.

Aber plötzlich verfinsterte sich der Himmel. Blitze durchzuckten die schwarzen Wolken. Heftige Donnerschläge brachten auch die frechsten Spötter im Gasthause zum Schweigen. Unaufhörlich rauschte der Regen hernieder und überschwemmte schnell den Wiesengrund. Gewaltige Wassermassen rissen den fruchtbaren Mutterboden von den Anhöhen herunter und ließen sandige und kieselige Felder zurück. Zuletzt tat sich die Erde auf und verschlang das Dorf mit seinen gottlosen Bewohnern.

Noch Jahrhunderte hindurch bedeckten Teiche mit dunklem Wasser dieses Thal. Im Morgengrauen, in der Mittagsstunde und in der Abenddämmerung hörte man mitunter die Klänge der versunkenen Kirchenglocke. Bis auf den heutigen Tag will in dem sumpfigen Wiesentale das Gras nicht recht wachsen. Selbst das Bächlein fühlt sich in seinem schwarzen Moorbett nicht wohl und eilt schnell südwärts zum größeren Bruder, dem Guttentager Wasser.

31. Der Kirchbau in Hohenlieben

Das Dorf Hohenlieben im Kreise Gleiwitz hat ein Ober- und ein Niederdorf. Im Niederdorfe lebte einst ein Stellmacher, der oft fluchte und auf den lieben Gott schimpfte. Damals wollte man im Niederdorfe eine Kirche bauen. Das Holz und die Steine waren schon angefahren. Am nächsten Tage sollte mit dem Bau begonnen werden. Als aber die Handwerker anlangen, suchten sie vergeblich nach den Balken und Ziegelsteinen. Diese lagen auf einem freien Plage im Oberdorfe. Mühsam wurden die Baustoffe zurückgeschafft, aber am nächsten Morgen lagen sie wieder im Oberdorfe. Da erkannten die Leute, daß Gott die Kirche nicht im Niederdorfe, sondern im Oberdorfe haben wolle, und meinten, daß der böse Stellmacher daran schuld sei.

So kam die Kirche ins Oberdorf.

32. Der Schatz im Pulverturm zu Oppeln

Zu Oppeln stand vor mehr als hundert Jahren in der Nähe des Gymnasiums ein Turm, den man den Pulverturm nannte. Ein besonderes Vergnügen der Gymnasiasten war es, sich während der Freiviertelstunde bei diesem Mauerwerk aufzuhalten.

Eines Tages weilten wieder mehrere Schüler dort, als ein ebenso reicher wie geiziger Gymnasiast einem armen Mitschüler die Mütze in den Keller des Pulverturmes warf. Dies geschah in einer Freistunde zwischen 9 und 10 Uhr. Da der Junge nicht ohne Mütze heimkehren wollte, lief er sofort in den Keller hinunter, zu dem eine schmale, steile Treppe hinabführte.

Als er unten ankam, sah er ein kleines, verhuzeltes Männchen sitzen, das ihn nach seinem Begehr fragte. Mit weinerlicher Stimme antwortete der erschrockene Knabe, daß er seine Mütze holen wolle, die ihm der ungezogene Mitschüler hineingeworfen habe. Das Männlein gab sie ihm und sagte, er solle sich etwas Kehricht in die Mütze scharren; aber er dürfe sich auf dem Rückwege nicht umschauen, sonst sei er ein Kind des Todes. Als der Junge die Treppe hinaufging, war es ihm, als riefen hinter ihm seine Schulkameraden; er sah sich jedoch nicht um, sondern schritt unbeirrt geradeaus.

Bei seiner Rückkehr in die Klasse merkte er, daß eben der Nachmittagsunterricht begonnen hatte. Der Lehrer fragte ihn, wo er so lange gewesen sei. Da erzählte er in kurzen Worten, was geschehen war. Die Mütze hatte der Knabe, da er den Kehricht darin nicht sehen lassen wollte, in den Winkel geworfen. Nach Schluß hob er sie wieder auf und ging nach Hause. Auf dem Heimwege fragten ihn die Mitschüler, was er denn in der Mütze habe. Da erzählte er ihnen sein Abenteuer in allen Einzelheiten und wollte den Kehricht ausschütten. Doch als er die Mütze öffnete, sah er, daß der Inhalt sich in Goldblättchen verwandelt hatte.

Dieses Erlebnis wollte sich am nächsten Tage auch der reiche und geizige Schüler zunutze machen. Er warf seine eigene Mütze in den Turmkeller und eilte hinunter. Als er nicht zurückkehrte, meldeten es seine Kameraden den Pensionsgebern des Verschwundenen. Diese gingen mit Fackeln in das Gewölbe hinab und fanden unten das Männchen und drei Haufen Goldes. Der Geist zeigte auf die Haufen und sagte beim ersten: „Der ist für die Kirche“, beim zweiten: „Der für die Armen“ und beim letzten: „Der ist für den dritten Stamm der Bonaventurischen Familie von jetzt ab. Wenn dieser erscheint, wird auch der Schatz ans Tageslicht kommen.“ Dann verbot das Männchen den Leuten, noch einmal wiederzukommen. Auch sagte es, sie sollten nicht weiter nach dem verschwundenen Jungen suchen; er werde doch nicht mehr zurückkehren.

33. Der vermauerte Schatz in der Pfarrkirche zu Neisse

In der Pfarrkirche zum hl. Jakobus zu Neisse ist ein großer Schatz vermauert.

Als der Bischof Jaroslaus vor 500 Jahren in Neisse eine große Kirche erbauen wollte, ließ er in ganz Schlesien zu diesem Baue Geld sammeln. Er erhielt so gewaltige Summen, daß die fertige Kirche nur die Hälfte des

gesammelten Geldes kostete. Da beschloß der Bischof, das übriggebliebene Geld in der Kirche vermauern zu lassen. Wenn die Kirche nach Jahrhunderten baufällig würde, sollte die dann lebende Gemeinde mit dem vermauerten Schatz das Gotteshaus ebenso groß und schön aufbauen, wie es zuvor gewesen war.

Zu jenem Bischof Jaroslaus kam damals ein Zauberer und bot ihm einen Kasten zur Aufbewahrung des Geldes an. Den Schlüssel aber zeigte der Wundermann niemandem, den wollte er selbst einmauern. Der Schlüssel war nämlich durch die Kunst des Zauberers so eingerichtet, daß er zu der Zeit, da die Kirche einzustürzen drohe, aus der Mauer herauswachsen sollte. Der Bischof ging auf das Angebot des Zauberers ein, und der Kasten wurde samt dem Schlüssel eingemauert.

Da nun niemand weiß, wie lang der Schlüssel ist, wie tief er in der Mauer steckt und wieviel er wohl seit seiner Einmauerung herausgewachsen ist, so kann auch niemand wissen, wie lange es noch dauern wird, bis der Schatz gehoben werden kann.

Damit dies aber nicht vor der Zeit geschehe, sollte jeder, der es wage, den Schlüssel vorzeitig und gewaltsam herauszureißen, sofort eines elenden Todes sterben. So hat es der Zauberer verkündet.

Wenn man durch das Hauptportal in die Meißner Pfarrkirche eintritt, sich dann rechts hält und am Seiteneingang vorbeigeht, kommt man zu einer Kapelle, in der sich ein großes Denkmal befindet, auf dem ein Bischof liegend, den Kopf auf die Hand gestützt, dargestellt ist. Links über dem Grabmal ist ein Fenster, da guckt aus dem Fenstersims der Griff eines großen eisernen Schlüssels hervor. Das ist er.

34. Das brennende Gold

Inweit der Stadt Oppeln erhebt sich der Frauenberg. In der Nähe dieses Hügels soll früher jedes Jahr, wenn der Priester die Passion las, Gold gebrannt haben. Der Ort, wo dies geschah, war einem Bauern gut bekannt. Es war der stets trockene Fleck auf dem Aine, der seinen Acker von dem des Nachbarn trennte.

Einmal hatte der Bauer einen sonderbaren Traum, aus dem er sich folgendes merkte: „Du wirst ein ganz schwarzes Pferd bekommen, darfst es aber niemandem zeigen. Mit diesem Pferde wirst du das Gold erlangen. Vergiß nicht, das Pferd des Nachts im Laufen zu üben. Es muß rennen können wie der Wind!“

Der Bauer bekam auch wirklich den Rappen; er beschloß, den Schatz zu heben, und befolgte die ihm im Traume erteilten Ratschläge.

Am nächsten Palmsonntag steckte er geweihte Kreide, ein Gläschen mit geweihtem Wasser und einige geweihte Zweiglein ein und ritt auf dem schwarzen Pferde zu der Goldquelle. Das Gold brannte gerade, als er ankam. Schnell warf er ein paar Palmenzweiglein ins Feuer. Da hob sich das Gold; er nahm davon so viel, als er nur mit schleppen konnte, und jagte wie von Sinnen nach Hause. Hinter ihm sauste wie ein Ungewitter der Teufel, aber das schwarze Pferd war flinker. Daheim sprang der Bauer

im Nu ab, flüchte in die Stube unter den Tisch, schlug mit der geweihten Kreide einen Kreis um den Tisch und besprengte alles um sich herum mit Weihwasser. Der Satan konnte ihm nichts anhaben und lief brüllend wieder fort. So wurde der Bauer reich.

Schlimm erging es jedoch einem Müller aus Vorwerk, der auch den Ort mit dem brennendem Golde kannte. Es gelang ihm ebenfalls, das Gold zu heben. Dann lief er, so schnell er konnte, der Mühle zu. Doch immer glühender bohrte sich ihm der Hauch des Bösen in den Nacken, und noch auf der Schwelle seines Hauses erwischte ihn der Teufel und zerriß ihn in tausend Stücke.

35. Die Glocke von Auenrode

Das Volk meint, daß man aus dem Klange der Glocke in Auenrode (Kreis Grottkau) die Worte heraushöre: „Burg grub, Sau fand!“ Dieser Glaube beruht auf folgender Sage:

Der Teufel hegte schon immer einen großen Haß gegen Gott und gegen die Kirche. Ganz besonders haßte er die Kirchenglocke von Auenrode, deren Töne ihn stets in große Wut versetzten. Darum beschloß er, sie zum Schweigen zu bringen.

Eines Tages slog er auf den Auenroder Kirchturm, hängte die Glocke aus, setzte sich rittlings darauf und kaufte auf ihr davon. Der Reiter landete auf einer sumpfigen Wiese, wo die Glocke so tief in den Grund fuhr, daß sie fast nicht mehr zu sehen war. Da stieß der Teufel mit dem Fuße nach ihr, und darauf verschwand sie völlig. Die Einwohner von Auenrode hatten kein Geld, um sich eine neue Glocke zu kaufen, und so blieb die Gemeinde lange ohne Geläut.

Einst trieb ein Schweinehirt seine Herde auf das Sumpfgelände, in dem die Glocke versunken war. Die Schweine wühlten im Grunde und legten dabei eine Glocke frei. Der Hirt erkannte sofort, daß es die verschwundene Glocke seines Dorfes sei. Sie wurde herausgezogen und wieder im Turme aufgehängt. Seitdem läutet sie immer: „Burg (Eber) grub, Sau fand!“

Geschichtliche Sagen

36. Die Bergellkirche in Oppeln

Als der heilige Abalbert durch Schlessien reiste, um den Waldbewohnern, die noch heidnisch waren, das Christentum zu bringen, kam er auch nach Oppeln (984). Auf dem „Bergel“, dem höchsten Punkte der Stadt, predigte er die Lehre Christi.

Es kam viel Volk aus den Wäldern herbei, das seinen Worten lauschte, und gar mancher wurde für die Gotteslehre gewonnen und ließ sich taufen. Während der Tauffeier ging dem Heiligen das Wasser aus. Da schlug er mit der Hand auf das Kalkgestein und bat Gott um Wasser. Und siehe! — hell sprudelte ein Quell hervor mit silberglänzenden Wellen. Als das Volk

das Wunder sah, sank es in die Knie, und alle, die noch ungläubig waren oder schwankten, wurden gläubig und baten um die Taufe.

Der heilige Albalbert ließ an dieser Stelle zu Ehren der Mutter Gottes eine kleine Kapelle aus Holz erbauen. Daraus hat sich im Laufe der Jahrhunderte das schöne Gotteshaus entwickelt, das heute noch steht. Auch ein Festungsgraben aus jener Zeit ist im angrenzenden Klostergarten zu sehen.

Der Albalbertquell wurde zu einem tiefen Brunnen ausgebaut. Der Brunnen ist noch vorhanden; die Quelle aber, die ihn gespeist hat, ist versiegt.

37. Das Tatarenhaupt am Schlosse zu Ratibor

Von Ostrog führte in alter Zeit eine Holzbrücke über die Oder nach Ratibor. Jetzt ist an anderer Stelle eine neue Brücke erbaut worden, aber bei niedrigem Wasserstand sieht man noch die schwarzen Stümpfe der alten Brücke, die zum Ratiborer Schlosse führte.

Im 13. Jahrhundert haben die Tataren das Schloß und die Stadt Ratibor belagert. Sie nahmen die Stadt ein, plünderten sie und töteten viele Menschen, aber die Burg konnten sie nicht erobern.

Da zog ein furchtbares Gewitter mit Blitz und Donnerschlag über der Stadt auf. Man sagt, der heilige Marzellus habe es geschickt, um die Feinde zu vertreiben. Das Wetter wütete so furchtbar, daß die Feinde sich unter den Donnerschlägen duckten und nicht wagten, die Burg weiter zu berennen. Das sah ihr Anführer, und er beschloß, seinen Leuten mit gutem Beispiel voranzugehen. Deshalb spornte er mitten im Donnerkrachen sein Roß, flog über die Brücke und setzte mit kühnem Sprunge über die Burgmauer. Aber niemand folgte ihm. Die Tataren versteckten sich unter den Mauern und hinter den Büschen und warteten ab, was kommen werde.

Der kühne Reiter wurde inzwischen im Burghofe von den Rittern und Mannen umringt und gefangengenommen. Schon wollte man ihm den Todesstoß versetzen, da trat die Tochter des Herzogs hinzu. Ihr gab man den Vorzug, dem Tataren das Schwert in die Brust zu stoßen, und sie tat es auch.

Man schnitt dem Toten das Haupt ab, das dann in die Mauern des Burgtors eingemauert wurde. An derselben Stelle wurde außen an der Mauer ein aus Stein gemeißeltes Tatarenhaupt angebracht, das heute noch zu sehen ist.

Als die Tataren von dem Tode ihres Anführers erfuhren, brachen sie auf und zogen ihres Weges gen Breslau.

38. Die Tataren vor Falkenberg

Von Ratibor zogen die Tataren am rechten Oberufer entlang und erzwangen sich bei Oppeln den Übergang über den Fluß. Dann bedrohten sie Falkenberg.

Als die Bürger von Falkenberg hörten, daß Oppeln gefallen sei, packte sie die Verzweiflung. Was nützten die Mauern und Wehrtürme gegen diese Teufelsöhne? Und schon jagten die Tatarenschwärme heran, und die Hügel um die Stadt herum wurden schwarz von Feinden.

Da schritt der greise Stadtpfarrer mit dem Allerheiligsten auf den Ring und kniete dort nieder. Er flehte zum Himmel um Rettung aus Todesgefahr, und alles Volk betete mit. Auf einmal zog ein schwarzes Unwetter auf. Aber bald wandelten sich die dunklen Wolken in schneeiges Weiß. Über den Mauern der bedrängten Stadt erstrahlte ein heller Glanz, und aus den Wolken formten sich lichte Gestalten in schimmernden Gewändern: die heilige Ursula erschien mit vieltausend ihrer Gefährtinnen und beschirmte die Stadt.

Da wußten die Bürger von Falkenberg, daß sie gerettet seien. Aber auch die Tataren schauten zum Himmel auf und sahen das Wunder. In abergläubischer Furcht ergriffen sie die Flucht.

Noch lange Jahre erinnerte ein Bild an der Stadtmauer an die Errettung Falkenbergs aus großer Not. Es zeigte die heilige Ursula mit ihren 11 000 Jungfrauen. Die Mauer ist gefallen, und damit verschwand auch das Bild. Das Volk aber nennt noch heute die Hügel auf Gubrau zu, auf denen einst die Tataren ihr Lager aufgeschlagen hatten, die Tarterberge.

39. Der hl. Hyazinth

Vor vielen hundert Jahren herrschte in Beuthen und Umgegend ein großer Aufstand. Besonders die Geistlichen wurden sehr verfolgt. Eine Horde der Empörer drang in die Beuthener Marienkirche ein, wo der fromme Hyazinth Pfarrer war. Als dieser die wütende Menge sah, suchte er sich zu retten. Er griff schnell nach dem Allerheiligsten und eilte der Tür zu. Da hörte er eine Stimme rufen: „Meinen Sohn nimmst du mit, aber mich läßt du allein zurück.“ Sofort kehrte Hyazinth um, nahm das Muttergottesbild vom Altar und entkam auch glücklich in der Richtung auf das Dorf Roßberg. Unterwegs zerriß ihm aber in der Eile sein Rosenkranz, und die Perlen rollten auf den Boden. In der Nähe der heutigen Hyazinthkirche konnte man bis in die jüngste Zeit Perlen aus diesem Rosenkranz finden.

Einst predigte der hl. Hyazinth auf dem kleinen Berge, der heute die nach ihm benannte Kirche trägt. Unter den Zuhörern herrschte eine andächtige Stille, so daß man jedes Wort des Heiligen klar und deutlich hörte. Da erhob sich plötzlich ein schreckliches Gefrächze. Eine Schar Elstern, die angefliegen war, verursachte das Geschrei. Es war so stark, daß Hyazinth nicht weiterpredigen konnte. Darüber wurde der Heilige sehr zornig, und als der Lärm nicht aufhörte, verfluchte er die Elstern. Sofort verstummte das Geschrei, und die Vögel flogen davon. Seitdem sieht man in dieser Gegend keine Elstern mehr.

40. Der Hussitenüberfall

In Ritterswalde (Kreis Neisse) steht an der südlichen Kirchhofstür ein altes steinernes Kreuz. Daran knüpft sich folgende Sage:

Im Jahre 1428 kamen die Hussiten, die sich der Stadt Neisse bemächtigen wollten, auch durch Ritterswalde. Es war gerade Fronleichnamstag, und zur Feier des Festes bewegte sich eine Prozession durch den Ort. Da tauchte plötzlich eine mordgierige Hussitenschar auf und stürzte sich auf die andächtigen Dorfbewohner. Entsetzt stob die Menge auseinander und

flüchtete zum großen Teil in den nahen Wald. Der Pfarrer aber wollte sich mit der Monstranz nach der Kirche retten. Doch ehe er diese erreichte, ergriffen ihn die Unmenschen, schlugen ihn tot und raubten das kostbare Kirchengesäß.

An der Stelle, wo der Priester zu Tode getroffen war, steht seitdem das steinerne Kreuz.

41. Die Schweden vor Gleiwitz

Im Jahre 1626 kamen die Schweden, die plündernd und raubend durch Schlesiens zogen, vor die Stadt Gleiwitz. Die Feinde fanden die beiden Tore der Stadt verschlossen und verrammelt, und auch die Seitensporten waren wohlverwahrt. Die Schweden schickten einen Boten in die Stadt, der die Bewohner auffordern sollte, sich zu ergeben.

Wie staunte der Schwede, als er durch die Gassen der Stadt geführt wurde! In jedem Hausflur sah er einige Tonnen mit Hirse stehen. Davon konnten die Bürger von Gleiwitz lange essen, ehe der Hunger kam. Hätte er aber näher zugehört, so würde er gemerkt haben, daß es nur leere, umgestürzte Tonnen waren, auf deren Boden etwas Hirse ausgestreut war.

Auf dem Ringe aber stand der Bürgermeister, der von bewaffneten Bürgern umgeben war und alsbald erklärte, daß er sich nie und nimmer ergeben würde. Die Stadt sei mit Lebensmitteln reichlich versehen und habe kräftige Arme genug, die Angriffe abzuwehren. So mußte der Schwede unverrichteter Sache abziehen.

Darauf schritten die Feinde zum Sturm. Als sie aber die Leitern anlegten und die Sprossen hinaufstiegen, wurde ihnen ein unholder Gruß zuteil. Aus den Büchsen der Bürger empfing sie ein Hagel von Kugeln. Zwischen den Männern aber standen die Weiber. Die hatten allerlei Gefäße, große und kleine, aus denen Dampf aufwallte. In den Töpfen befand sich nämlich kochender Hirsebrei, der mit Pech vermischt war. Den gossen sie den Angreifern auf Kopf und Schultern, so daß sie furchtbar verbrüht wurden und mit gräßlichem Wehegeschrei von den Leitern stürzten. Ein Bürger legte seine Flinte an und schoß den feindlichen Hauptmann mit einer silbernen Kugel nieder. Über der Stadt aber schwebte in lichten Wolken die hehre Himmelskönigin mit dem Christuskinde. Sie hielt ihren Mantel schützend über die bedrängte Stadt. So erfüllte sich das Gebet der frommen Bürger, die die Mutter Gottes um Hilfe angefleht hatten.

Drei Tage blieben noch die Schweden vor der Stadt, dann zogen sie auf Nimmerwiedersehen ab.

Kaiser Ferdinand II. aber verlieh nicht lange darauf der getreuen Stadt ein Wappen. Das zeigt einen festen Turm, über dem die heilige Maria schwebt, die mit ihrem Mantel die Stadt schützt.

42. Die Schweden in Reisse

Nachdem Reisse in die Hände der Schweden gefallen war, hatte die Stadt furchtbare Leiden auszustehen. Die Bürger mußten ihr Letztes hergeben und wurden dazu noch öfters von den feindlichen Soldaten geschlagen und aus ihren Wohnungen vertrieben. Außerdem mußte die Stadt die starke

schwedische Besatzung unterhalten und fast unerschwingliche Geldsummen an die Feinde bezahlen.

Nach fünf langen Wochen zogen die Schweden endlich ab, nachdem sie noch versucht hatten, die Stadt anzuzünden. Man erzählt, daß der Apostel Jakobus der Ältere, der Schutzheilige der Stadt, auf einem weißen Rosse durch die Stadt gesprengt sei, was die Schweden so in Furcht und Schrecken versetzt habe, daß sie abgezogen seien.

Eine andere Sage berichtet, daß in der Nacht ein Gespenst zu den schwedischen Wachtposten gekommen sei und ihnen befohlen habe, dem Oberbefehlshaber zu sagen, es werde ihn ein großes Unglück treffen, wenn er nicht am folgenden Tage vor Sonnenuntergang mit seinen Soldaten die Stadt verlasse. Das sei der Grund gewesen, weshalb die Schweden Reiffe so plötzlich aufgegeben hätten.

43. Friedrich der Große in Oppeln

Folgendes trug sich im Jahre 1741 zu, als König Friedrich von Preußen in Schlesien eingerückt war und das Land schon fast völlig erobert hatte.

Die Österreicher hatten in der Nähe von Oppeln ein Lager bezogen, und König Friedrich machte einen Ritt, um die Stellung und die Zahl der Feinde zu erkunden. Dabei führte ihn sein Weg durch das damals noch recht kleine und unansehnliche Oppeln. Aber die Feinde hatten Nachricht davon erhalten und wollten den jungen König abfangen. Darum machte sich ein Trupp österreichischer Husaren vom Regiment des Grafen Werner auf, den kostbaren Gang zu tun.

Als Friedrich die Feinde erblickte, blieb ihm nichts anderes übrig, als fehtzumachen; denn ihre Zahl war viel zu groß, um einen Kampf wagen zu können. Aber umsonst! Die Reiter waren herangesprengt, und es entspann sich ein heftiges Handgemenge zwischen den Husaren und den Begleitern des Königs.

Friedrich aber suchte sich zu retten. Er befand sich gerade in der Obergaststadt von Oppeln. Schnell sprang er vom Pferde und eilte in das erste beste Haus. Es gehörte der Schiffersfrau Rosalie Schreier. Diese erkannte den hohen Herrn, und da sie die Feinde schon nahen hörte, stülpte sie schnell eine Maischbütte über ihn und verbarg ihn so vor den Blicken der Feinde. Die Husaren suchten alle Häuser ab, auch das der Schiffersfrau, den König aber fanden sie nicht.

Damit aber glaubte die gute Frau ihr Rettungswerk noch nicht vollendet. Ohne Pferd und in seinem Waffenrocke konnte Friedrich sehr leicht in die Hände der umherstreifenden Feinde fallen. Deshalb gab sie ihm von den Kleidern ihres abwesenden Mannes. Diese zog der König an, und dann ruderte ihn die Frau über die Oder nach Niklasfähre (Kreis Falkenberg). Das Gut daselbst gehört einem Herrn von Saurma. Der wunderte sich nicht wenig, als er in der Verkleidung den König Friedrich erkannte, und nahm ihn aufs beste auf. Hier fand der König auch seine Truppen wieder, und so war er einer großen Gefahr glücklich entronnen.

44. Das Geschenk der Madonna

Es war in der Zeit des Siebenjährigen Krieges. Die Österreicher wollten durchaus Neisse zurückerobern, das 1741 preußisch geworden war. Sie belagerten die Stadt und bombardierten sie aufs heftigste. Viele Kugeln beschädigten Häuser und Kirchen. Nur die Kreuzkirche in der Brüderstraße blieb von allen Geschossen verschont.

Eines Morgens fand der Glöckner nach einer schrecklichen Beschießung drei Brandkugeln zu Füßen eines Marienbildes, das in einer Nische stand. Die frommen Bürger schlossen daraus, daß der Schutz des Gotteshauses wohl diesem Gnadenbilde zuzuschreiben sei. Seitdem schmückten die dankbaren Gläubigen das Bild täglich mit frischen Blumen, und reiche Frauen zierten es mit kostbaren Edelsteinen.

Da war eines Tages der Schmuck der Madonna verschwunden, gestohlen. Ganz Neisse war empört über diesen Frevel. Der Verdacht richtete sich bald auf einen Husaren, den man öfter vor dem Bilde hatte gesehen. Der Verdacht bestätigte sich, als bei einer Untersuchung der gestohlene Schmuck im Mantelsack des Husaren gefunden wurde.

Aber der Frevler behauptete fest, er habe den Schmuck nicht gestohlen, sondern die Madonna habe ihm denselben geschenkt, um seine Frömmigkeit zu belohnen. Kein Mensch glaubte ihm diese Ausrede, auch nicht das Kriegsgericht, das den Soldaten zum Tode durch den Strang verurteilte.

Bevor das Urteil vollstreckt werden konnte, mußte erst die Bestätigung des Königs eingeholt werden. Die Prozeßakten wanderten also nach Berlin. Dort bekam die Angelegenheit aber eine andere Wendung. Der König ließ nämlich bei der kirchlichen Behörde anfragen, ob ein solches Wunder, wie es der Angeklagte beschrieb, möglich sei. Die Kirchenbehörde gab die Möglichkeit zu, sprach aber gleichzeitig die Vermutung aus, daß im vorliegenden Falle der Beschuldigte nur eine Ausrede benutze, um sich zu retten.

Doch der König hob das Urteil auf. Er erklärte: Nach dem Gutachten der Kirche kann die Behauptung des Verurteilten nicht entkräftet werden, anderseits ist kein Zeuge für seine Tat vorhanden. Also kann er nicht bestraft werden. Es ist dem Soldaten aber unter Androhung des Verlustes seines Kopfes zu verbieten, jemals wieder Geschenke von der Madonna anzunehmen.

45. Die Franzosen in Grottkau

Als im Jahre 1807 die Festung Brieg von den Franzosen belagert wurde, befand sich in Grottkau eine Schwadron unserer braunen Husaren. Die fingen viele Vorposten und Späher der Franzosen ab und brachten sie nach Grottkau. Als die Feinde das merkten, beschloßen sie, die Stadt Grottkau zu überfallen. Sie rückten mit 1500 Mann an und waren wegen ihrer großen Zahl des Sieges gewiß.

Weit vor dem Breslauer Tore aber stand eine preußische Wache, die die Franzosen anrücken sah. Sofort ritt ein Husar zur Stadt zurück, um die Besatzung zu warnen. Das wollte der Anführer der Feinde, der ein Prinz war, verhindern. Er verfolgte den Husaren und holte ihn auch wirklich ein, da er ein sehr gutes Pferd besaß. Es kam zum Zweikampf, in dem der

Prinz schwer verwundet wurde. Der Husar ritt dann, da man den Kampf von Grottkau aus beobachtet hatte, eiligst um die Stadt herum auf Märzdorf zu und kam glücklich an die Neiße. Dort ließ er sein Pferd laufen, und auf einem Rahne erreichte er die Festung Neiße, wo er gerettet war.

Die Grottkauer Husaren hatten sich inzwischen außerhalb der Stadt an der Kreuzkapelle aufgestellt und erwarteten dort den Feind. Trotz heldenmütigen Kampfes unterlagen sie aber der Übermacht. 50 Husaren fielen in die Hand der Feinde, die übrigen entkamen.

Aus Wut über die Verwundung des Prinzen wollten die Franzosen die Stadt plündern und anzünden. Nur auf inständiges Bitten der Stadtbehörde blieb Grottkau davor verschont.

46. Karl Godulla

Karl Godulla (1781—1841) stammte aus einer armen Familie. Trotzdem gelang es ihm, sich in kurzer Zeit ein riesiges Vermögen zu erwerben. Viele glaubten, das sei nicht mit rechten Dingen zugegangen, und behaupteten sogar, daß er mit dem Teufel im Bunde gestanden habe. Einige wollten gesehen haben, wie der Teufel, mit einem Sack in der Hand, durch den Schornstein in das Godullasche Wohnhaus zu Ruda gefahren sei. Bei solchen Besuchern sollte am nächtlichen Himmel ein feuriger Schein gestanden haben.

Die Leute hatten vor dem finsternen, verschlossenen, menschen scheuen Millionär, der trotz seines Reichtums völlig bedürfnislos war, schon immer Angst. Als aber von seinem Bündnis mit dem Gottseibeiuns gesprochen wurde, mieden alle eine Begegnung mit ihm, und wo dies nicht zu umgehen war, schlugen sie schnell ein Kreuz.

Nach dem Tode lebte Godulla als Spukgestalt weiter. In Orzegow erzählten die Leute, daß in stürmischen Herbstnächten ein Mann ohne Kopf zu Pferde durch die Straßen jage und jedem den Kopf abreiße, der ihm begegne. Dieser Reiter soll der Geist von Karl Godulla sein.

47. Die heilige Hedwig im Weltkrieg

Im Weltkrieg, als Oberschlesien in Gefahr war, von den Russen überschwemmt zu werden, hat die heilige Hedwig das Land gerettet. Ein russischer Flieger sollte Oberschlesien auskundschaften, aber da hat ihm die Heilige ein solches Menschengewimmel vorgetäuscht, daß der Offizier glaubte, das Land sei voll von Truppen. Diese Meldung hat er seinen Vorgesetzten zurückgebracht, und daraufhin ist der Angriff der Russen unterblieben.

Auch in Polen hat sich die heilige Hedwig tätig gezeigt. In Warschau fragte man die russischen Soldaten, warum sie nicht weitermarschiert und in Oberschlesien eingedrungen seien. Da meinten diese, eine Frau habe sie zurückgeschickt. Nähere Angaben über die Frau konnten die Soldaten nicht machen. Da legte man ihnen Marienbilder vor, doch sie erklärten, das sei sie nicht gewesen. Als man ihnen unter anderen Bildern auch das der heiligen Hedwig (mit der Herzogskrone und dem Kirchenmodell) zeigte, sagten sie, daß diese es gewesen sei.

Erläuterungen

Zu Sage Nr. 6. „Das“ Ort ist die Arbeitsstelle in der Grube. „Schrämen“ = die Kohlenlicht (Flöz) mit der Keilhaue oder der Schrämmaschine unterhöhlen. — Zu Nr. 7. Die „Zechenstube“ liegt im Zechenhaufe; darin versammeln sich die Bergleute vor Beginn der Schicht. — Zu Nr. 9 bis 11. Nachtjäger und Spillalutsche erinnern an germanische Gottheiten. — Zu Nr. 11. Mit der „Spille“ wird gesponnen. Das fertige Garn aus der Spule wird abgewieft, d. h. auf die „Weise“ (Haspel) gewickelt. „Zaspel“, ein Garnmaß (knapp 30 m). Die „Zahl“ = das für einen Tag festgesetzte Arbeitsmaß. — Zu Nr. 20. Prof. Siebs erklärt „Fenismännchen“ als wenig, kleines Männchen. — Zu Nr. 39. Die Perlen des hl. Hyazinth (+ 1257) sind in Wirklichkeit abgelöste Glieder eines versteinerten Haarsternes, der im Muschelfalk vorkommt. — Zu Nr. 46. Karl Godulla war neben Graf Neben, Georg Giesche und Franz Windler einer der Begründer der oberschlesischen Industrie.

Quellenangaben

Die vorliegenden Sagen, die mitunter gekürzt und in der sprachlichen Form leicht abgeändert sind, wurden entnommen:

Nr. 4, 11, 13 und 22 dem 2. Bande und

Nr. 23, 32 und 33 dem 3. Bande von Richard Kühnau: *Schlesische Sagen*. Leipzig und Berlin 1910—13. 4 Bände.

Nr. 37 und 47 Richard Kühnau: *Oberschlesische Sagen geschichtlicher Art*. Breslau 1926.

Nr. 41 und 43 dem 1. Bande und

Nr. 20 dem 2. Bande von Paul und Hildegard Knötel: *Oberschlesische Sagen*. Rattowitz 1907 und 1911. 2 Bände.

Nr. 1 und 36 E. Grabowski: *Sagen und Märchen aus Oberschlesien*. Breslau 1932.

Nr. 9 Hugo Gnielczyk: *Am Sagenborn der Heimat*. Leobschütz 1922.

Nr. 40 und 42 Bernhard Ruffert: *Sagen aus dem Landkreis Neisse*. Neisse 1918.

Nr. 14 und 39 Alfons Perlick: *Sagen des Dorfes Rößberg*. Beuthen 1926.

Nr. 8 Alfons Perlick: *Sagen des Dorfes Roskittitz*. Beuthen 1926.

Nr. 2 Georg Röhrich: *Was Großmutter erzählt*. Breslau 1935.

Nr. 6 und 7 Fr. Wrubel: *Sammlung bergmännischer Sagen*. Freiburg i. Sa. [1889].

Nr. 5 Karl Franz Mainka: *Oberschlesische Berggeistsagen*. 1927².

Nr. 44 Georg Sydell: *Der Alte Fritz in Oberschlesien*. Oppeln 1936.

Nr. 28 dem 12. Jahrg. (1930) und

Nr. 27 dem 16. Jahrg. (1934) der Zeitschrift „Der Oberschlesier“.

Nr. 3 dem 3., Nr. 25 dem 2. und Nr. 46 dem 1. Jahrg. des Mitteilungsblattes „Aus dem Beuthener Lande“.

Nr. 38 dem Heimatkalender des Kreises Falkenberg 1936.

Nr. 30 dem Heimatkalender des Kreises Guttentag 1937.

Nr. 10 dem Leschwißer Tischlerier-Kalender 1936.

Nr. 12 dem Heimatkalender des Kreises Oppeln 1929.

Nr. 34 demj. für 1935 und

Nr. 15 demj. für 1937.

Nr. 16 F. Gramer: *Chronik der Stadt Beuthen in Oberschlesien*. Beuthen O/S 1863.

Nr. 17, 18, 19, 21, 24, 26, 29, 31, 35 und 45 der Sammlung des Herausgebers dieses Heftes.

Inhaltsverzeichnis

Vom Wassermann	1—3
1. Der Wassermann in der Klobnitz. 2. Der Wassermann im Lengon. 3. Der Wassermann als Helfer. 4. Der Wassermann unter der Brücke.	
Vom Berggeist	3—5
5. Wer der Berggeist ist. 6. Der Berggeist als Warner. 7. Die Schicht von 30 Tagen. 8. Der Berggeist bestraft den Wortbruch.	
Dämonen, Tod und Teufel	5—12
9. Der Nachtläger und das wilde Heer. 10. Der Nachtläger zieht durch die Lüfte. 11. Die Spillalutsche. 12. Melusina. 13. Gevatter Tod. 14. Das weiße Gespenst. 15. Der Teufel und die beiden Müllerstöchter. 16. Die Teufelseiche. 17. Die Teufelsbraut. 18. Der Teufel und der Bär. 19. Der Teufelsstein im Labander Walde.	
Die Feinsmännchen	13—15
20. Der Streuselkuchen der Feinsmännchen. 21. Der Ameisenhirt. 22. Die Feinsmännchen im Mullwitzer Berge.	
Von Hexen und allerlei Spukgestalten	15—18
23. Wie man Hexen erkennen kann. 24. Eine Frau verhebt Rübe. 25. Der Alp als Strohalm. 26. Die Apotheker-Liese. 27. Der Feuermann vom Irrgarten in Weißbach. 28. Die Erlösung eines Irrlichtes.	
Wunder-, Schatz- und Glockensagen	18—22
29. Das Muttergottesbild von Altgrottkau. 30. Das versunkene Dorf. 31. Der Kirchbau in Hohenlieben. 32. Der Schatz im Pulverturm zu Oppeln. 33. Der vermauerte Schatz in der Pfarrkirche zu Reisse. 34. Das brennende Gold. 35. Die Glode von Auenrode.	
Geschichtliche Sagen	22—28
36. Die Bergkirche in Oppeln. 37. Das Tatarenhaupt am Schlosse zu Ratibor. 38. Die Tataren vor Falkenberg. 39. Der hl. Hyazinth. 40. Der Hussitenüberfall. 41. Die Schweden vor Gleiwitz. 42. Die Schweden in Reisse. 43. Friedrich der Große in Oppeln. 44. Das Geschenk der Madonna. 45. Die Franzosen in Grottkau. 46. Karl Gobulla. 47. Die heilige Hedwig im Weltkrieg.	
Erläuterungen	29
Quellenangaben	29

